Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Wanderungen eines Unbewussten
Autor: Kronenberg, Ignaz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574046

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Valzeinerberges. Wie im übrigen Architekt Eugen Probst in Zürich*) in dreijähriger Arbeit die recht schwierige, doch dankbare Aufgabe des Umbaues gelöst hat, zeigen die beigegebenen Abbildungen. Aus der Zeit des Philanthropins ist die Kapelle intakt vorhanden, aus der Bauperiode des Marschalls unter vielem andern das Salisstübli (s. S. 235), an dessen Wänden mit erklärendem Text die hauptsächlichsten Kriegstaten des Marschalls, sowie die seiner Brüder und Söhne und einzelner seiner Vorfahren abgebildet sind, u. a. eine Belagerung von Chur, Szenen aus Veltliner Feldzügen usw.

Marschlins, ein vollständig arrondierter Landkomplex, hat als landwirtschaftliches Gut einen guten Klang. Der Marschall Salis schildert selbst, wie er das Gut ameliorirt hat; von ihm dürften wahrscheinlich die jetzt noch Früchte tragenden zahmen Kastanien gepflanzt worden sein; den verschiedenen Obstsorten wurde je und je aufmerksame Pflege zuteil, desgleichen dem Gemüsebau; die ersten Versuche in Bünden mit Pflanzung von Kartoffeln und Türkenkorn (Mais) wurden in Marschlins gemacht. Das Produkt des Schloßweinberges konnte sich allerdings nicht messen mit dem benachbarten Malanser und Maienfelder Wein; niedergelegt wurde der Weinberg jedoch erst im Jahre 1888, sein Wiederaufbau ist wohl nur eine Frage der Zeit. Die Viehzucht ist schon früher den Gutspächtern überlassen worden, die jetzt in der Praxis des nahen Plantahofes ein nachahmungswürdiges Vorbild haben. Seit eine genügende Quellwasserversorgung vorhanden ist, lohnt sich auch die Forellenzucht. Die ausgedehnten Waldungen, jetzt durch Weganlagen gut zugänglich, lieferten vor Zeiten für den Schloßbau reichlich Holz; in neuerer Zeit erfolgten unter persönlicher Leitung des eidg. Oberforstinspektors Dr. Coaz umfassende Anpflanzungen verschiedener ausländischer Holzarten. Einzelne Prachtexemplare von Weiden, Linden, Nußbäumen, Tannen, Eichen usw., zum Teil von ehrwürdigem Alter, schmücken die im übrigen möglichst einfach gehaltenen Parkanlagen. W.

*) Unsere Leser verweisen wir auf den neunten Band der „Schweiz" (1905) S. 239 f., sie daran erinnernd, daß u. a. auch das schöne Kastell „Schwyz" ob Bellinzona in neuerer Zeit durch Architekt Eugen Probst eine sachkundige Wiederherstellung erfahren hat.

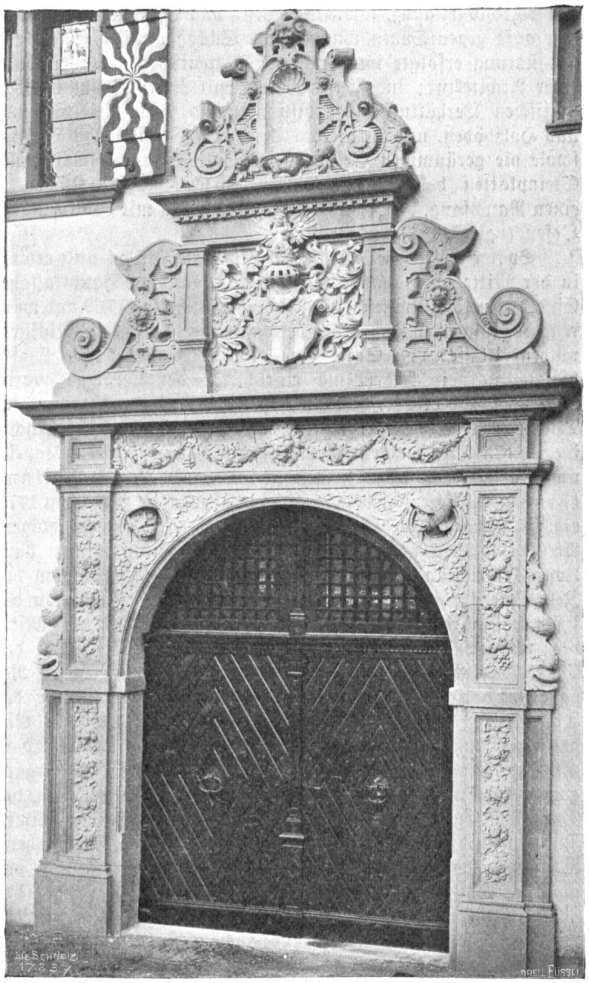
Wanderungen eines Unbewußten.

Nachdruck verboten.

Von Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

„Ich kann nicht, Herr Doktor, es ist zu grausam!"

„Lassen Sie doch diese Hyperästhesie einmal, Herr Pfarrer! Eine Wanderung in die Berge scheint mir mehr und mehr eine Notwendigkeit zu sein für Sie; Tristan und Isolde können auch ohne geistlichen Beistand sterben!"



Schloß Marschlins. Hauptportal.

„Ach, Sie spotten, und mir ist's so ernst ... Jetzt soll ich sie verlassen mitten in ihrem furchtbaren Ringen? Soll nicht bei ihnen sein, wenn sie in des Weltatems wehendem All ertrinken, versinken, unbewußt, höchste Lust ..."

„Aber, Herr Pfarrer! Wie ich sehe, kennen Sie ja diese Geschichte genügend, um zu wissen, daß die Zwei den Tod wollten und das Aufgehen ins Nirwana als die höchste Wonne herbeisehnten!"

„Bitte, Herr Doktor, das ist ein etwas vorschnelles Urteil! Sie wissen ja, daß ein Gifttrank daran schuld war, daß die beiden verliebt wurden bis zur Raserei. Es scheint mir immer gewisser, daß es ein Absud aus Artemisia Absynthium L. war, und ich begrüße es daher um so mehr, daß das Schweizervolk im Jahre 1908 dieses verderbliche Getränk endlich verboten hat, nachdem es nicht nur in der neuern Zeit, sondern schon damals, als es noch Brangänen und Isolden gab, so schweres Unheil angerichtet ..."

„Schon recht, Herr Pfarrer! Aber mir scheint fast, Sie wollen wieder einmal auskneifen. Wir haben jetzt von unserm Reiseprojekt zu reden. Tristan und Isolde, Brangäne und Absynth können da nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Also merken Sie sich's wohl, Sie Unbewußter: nächsten Dienstag mit dem Schnellzug 8^{20} von Goldau ab nach Bellenz. Das Weitere wird sich finden! Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer!"

Du lieber Himmel, was wollte ich da machen! Ich war durch das intensive Studium meines Lieblings, des wort- und tongewaltigen Richard Wagner fast bis zur Bewußtlosigkeit stupid geworden und unempfänglich für alles, was in der wirklichen Welt vorging. Ich schwebte beständig in Räumen, Zeiten und Tönen, die ganz total verschieden waren von allem, was in einem einsamen Pfarrdorf vorkommen kann. Und ich sah immer deutlicher ein: Der Doktor hatte recht, wenn er schon nicht ein Dr. med., sondern ein Dr. iur. war. Ich wußte auch von früher her, daß ich mich seiner Führung ganz ruhig anvertrauen durfte trotz meinem träumerischen Zustande. Uebrigens hätte er als Schultheiß und schweizerischer Eisenbahnrat gewiß bei allen etwa möglichen Ungeschicklichkeiten von meiner Seite irgend einen rettenden Ausweg gefunden, und so stand ich denn an dem genannten Dienstag zur festgesetzten Zeit mit meinem Rucksack auf dem Perron zu Goldau, wurde vom Doktor liebevoll in Empfang genommen und regelrecht verpackt, freilich, ohne daß hier schon eine erhebliche Besserung in meinem

unbewußten Zustande eingetreten wäre — Im Gegenteil: sobald ich vom Zug aus den Vierwaldstättersee in der strahlenden Morgensonne erglänzen sah, da rief es in mir mit Gewalt: „Das Schiff — das Schiff!" als ob ich selbst in „sehrendem Weh" auf Isolde wartete . . .

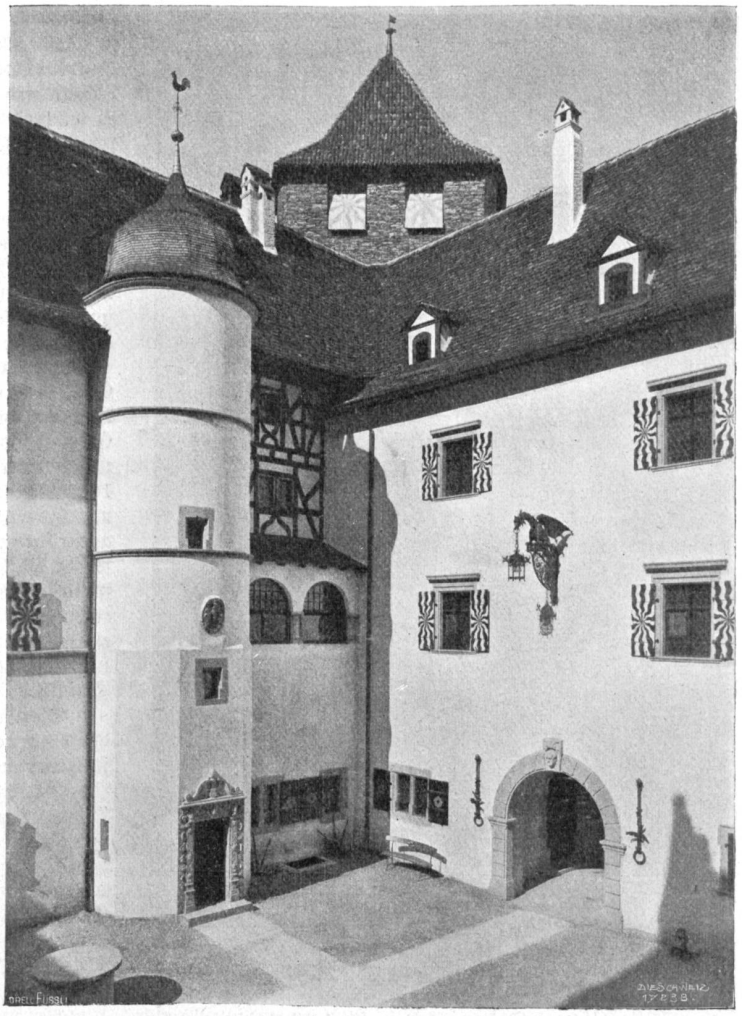
Der Herr Doktor ließ mich vorderhand ruhig gewähren; nur schien es mir, als sinne er über irgend einen maliziösen Plan nach. Ein verdächtiges Zucken um seine Mundwinkel erfüllte mich mit Mißtrauen; dazu tat mir der beständige Wechsel von Tag und Nacht in den Tunnels weh in den Augen, das Gepolter des Zuges beleidigte meine Ohren, und wollte ich etwas reden, so mußte ich mein nicht überflüssig starkes Sprechorgan zu sehr anstrengen und wurde doch nicht verstanden. Am liebsten wäre ich wieder ausgestiegen und heimgefahren: ich kam mir vor wie verkauft und verraten und drückte mich in meinen ungepolsterten Winkel, um von neuem bei Tristan und Isolde zu landen.

Erst auf der italienischen Seite erwachte ich wieder zu einem menschenwürdigen Dasein, da ich den Mangel der Polster allmählich etwas zu fühlen begann. Da durchzuckte mich ein Gedanke, der mir den Doktor sofort wieder lieber machte. Da sitzt er dritter Klasse und dazu noch rückwärts, um mir den bessern Platz zu überlassen, und trägt als Eisenbahnrat ein Billet erster Klasse auf sich! Ist das nicht edel gehandelt mir gegenüber, der ich guten Grund hatte, dritter Klasse zu fahren? Hoch klingt das Lied . . .

Soviel mir bekannt ist, bekam ich in Bellenz etwas zu trinken, dem sie Nostrano sagten, und der Doktor meinte, es sei gut. Dann wurde ich an den Festungen Uri, Schwyz und Unterwalden vorüber zu einem zweiten Bahnhof geschleppt, ich fragte nicht, wohin und warum. Mir wars gleichgiltig: unbewußt, höchste Lust! Denn da gab es ja Burgen und Schlösser! Wie prächtig, um sich die Szenerie im dritten Akt auszumalen! Das Meer konnte man sich ja denken... Ich glaube gehört zu haben, es sei da eine elektrische Bahn und sie fahre durch die Mesolcina hinauf nach Misox, wo auch wieder eine schöne alte Burg sei. Der Doktor rühmte die Waggons, die auch in der dritten Klasse praktische Rückpolster haben, und ein mir gegenüber sitzender Geistlicher, der gerade vom Markte kam und glücklicherweise ganz gut deutsch sprach, vertiefte sich mit mir in ein Gespräch über die kirchlichen Zustände in dieser Gegend. Ich glaube, wenig Rühmliches gehört zu haben, und was ich darauf bemerkt habe, ist mir alles unbewußt. Selbst Arbedo, das dunkle Erinnerungen an eine Schulstube mit Geschichtsunterricht in mir wachrief, konnte nur einen kurzen Moment mein Interesse festhalten, obwohl ich früher einmal behauptet, ich sei patriotisch gesinnt.

In San Vittore wurde ich wieder zum Aussteigen veranlaßt und ward mir eröffnet, daß es jetzt zu Fuß weiter gehe, weil das schon zu Graubünden gehöre, das von einem Ende zum andern durchquert werden müsse. Natürlich hatte ich nichts dagegen, obwohl ich sicher wußte, daß am andern Ende keine Isolde auf mich warte. Das hätte beim Doktor viel besser gestimmt (siehe unten).

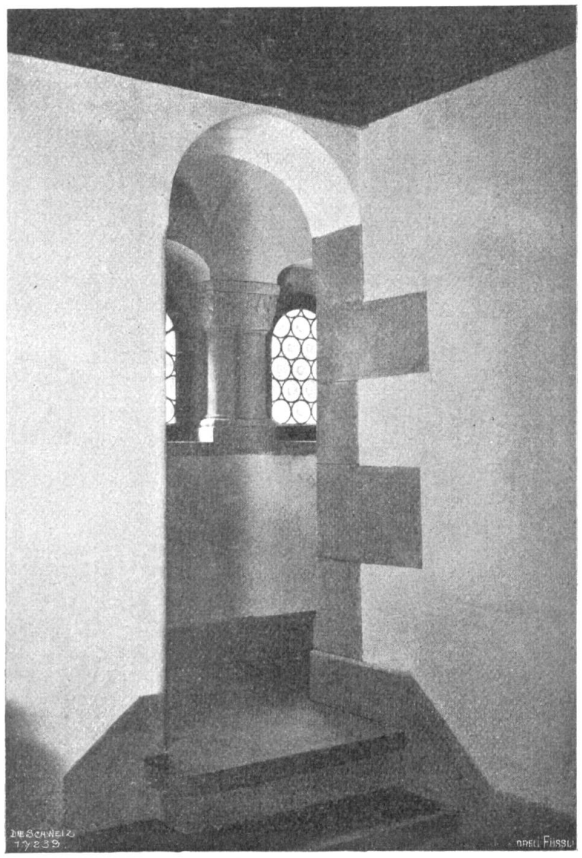
Nun weiß ich noch, daß es Mittagszeit und sehr heiß war, daß der Doktor enthusiastisch von der üppigen südlichen Vegetation schwärmte, während ich mich ob einem Pfirsichbaum mit ganz kleinen unreifen Früchten ärgerte, während ich daheim am Spalier meines Holzschopfes die herrlichsten reifen Früchte wußte. Um Kermesstauden und anderes Zeug kümmerte ich mich gar nichts; nur eine Grille, die auf einem Maulbeerbaum an der Straße lärmend sich die Hinterbeine rieb, wollte ich näher in Augenschein nehmen; allein die kleine Freude wollte sie mir nicht gönnen, sondern verzog sich unzufrieden aus ihrem Astwinkel höher hinauf.



Schloß Marschlins. Im Schloßhof.

Da mußten also noch ganz andere Mittel her, bis der Unbewußte etwas aus sich heraustrat. Das Mittel war nicht mehr fern . . .

Am Wege lag als letztes Haus von Roveredo eine ganz gewöhnliche Italienerkneipe. Willenlos wie immer ließ ich mich vom Doktor hineinlotsen. Ich hörte zuerst etwas italienisch reden, dann deutsch. Und dann brachte der Wirt zwei Gläser, in deren jedes er etwas von einer gelben Flüssigkeit schüttete. Der Doktor besorgte das Weitere mit Wasser und einem Stück Zucker. Es fiel mir auf, daß die Flüssigkeit eine ganz trübe Färbung annahm. Aber in meinem unbegrenzten Vertrauen zu meinem Reisebegleiter ahnte ich nichts Arges; der Geschmack war ja auch gar nicht so übel, und ich trank das Glas mit Wohlbehagen leer. Da fühlte ich ein eigenes Wohlsein durch meine Glieder strömen; ich war wie umgewandelt, und als wir noch ein flottes Mittagessen zu lächerlich billigem Preise eingenommen hatten, da stieg mein Bewußtsein wieder mehr in die wirkliche Welt herab. Ich fing wieder an zu lachen und zu scherzen, als ob es keinen Tristan und keine Isolde gebe, und fröhlichen Herzens nahm ich den Rucksack wieder auf zur weitern Wanderschaft nach Grono.



Schloß Marschlins. Aufgang zur Kapelle.

„Hat Ihnen das Getränk vor dem Essen gemundet, Herr Pfarrer?"

„O gewiß, Herr Doktor, ich bin ein ganz anderer Mensch seither! Ich kann mich nicht erinnern, je einen so wohltuenden Likör genossen zu haben. Wie sagt man dem Zeug?"

„Erschrecken Sie nicht, Herr Pfarrer, wenn ich es Ihnen sage: das war ein Absud von — Artemisia Absynthium L.!"

Ich war starr. Alle Kreuz und Be des Trankmotivs fuhren mir wie Dolche durch die Seele, und in diesem Augenblicke war der Doktor für mich das größte Ungeheuer in Menschengestalt, das die Erde trug. Auf ganz furtive Art hatte er mir Absynth beigebracht — den Liebestrank! Mir den Liebestrank!

Lautes Lärmen hinter uns her brachte mich wieder zur Besinnung: der brave Wirt war uns nachgeeilt, um dem Doktor sein verlorenes Lorgnon zurückzubringen. Als wir wieder allein waren, fuhr ich ihn an:

„Herr Doktor, haben Sie die Folgen Ihrer Tat auch gehörig überlegt?"

„O, Herr Pfarrer, seien Sie doch gescheit! Sie haben ja selbst gesagt, es habe Ihnen gut geschmeckt und es sei Ihnen so wohl geworden dabei!"

Ich sah schon, das Ungeheuer lachte mich nur aus; ich aber zitterte und bebte innerlich vor den Gefahren, denen ich entgegenging. Und richtig! Als wir in Grono wieder eingestiegen waren, da saß mir gegenüber im nächsten Coupé eine hübsche Italienerin in schwefelgelber Bluse. Ich nahm meine ganze noch übriggebliebene Widerstandskraft zusammen, um sie nicht anzuschauen; aber der Zauber mußte doch schon gewirkt haben; denn sie hörte nicht auf, immer wieder nach mir zu schielen, und als wir an einem herrlichen Wasserfall (Buffalora) vorüberfuhren, der himmelhoch in weitem Bogen in nächster Nähe der Bahn durch die Luft und dann am Felsen herabrauschte, da unterstund sich das Weib, mit verführerischem Lächeln und Nicken mich auf diese Naturschönheit aufmerksam zu machen. Doch ich blieb fest: ich dankte kalt, und damit war der Bann gebrochen. In Soazza ließ man mich wieder aussteigen, was ich gerne tat; denn die schönen Augen verfolgten mich immer noch, und als ich auf der gutgepflegten Landstraße mit dem Doktor Misox entgegenging und die herrliche immer noch südliche Landschaft mit den unendlichen Kastanienwäldern und der kühnen, gewaltigen Burg von Misox vor mir, über mir und unter mir lag, da wich der Zauber des Trankes immer mehr; ich wurde wieder ruhiger und heiterer, und es hätte wenig gefehlt, so hätte ich dem Doktor seinen schlimmen Streich jetzt schon ganz verziehen. Doch hatte das ja keine Eile, und er schien sich jetzt nur um seinen Rucksack zu bekümmern, den die Post nach San Bernardino befördern sollte. Galt es doch, am nämlichen Abend noch eine Steigung von tausend Metern zu nehmen (Soazza 636 Meter, San Bernardino 1626 Meter). Von meinem Rucksack hab' ich mich nie getrennt und bin gut gefahren dabei; der Doktor aber mußte irgendwo armseliger als ein Handwerksbursche übernachten, weil die Post seinen Sack mit all den Sächelchen und Dingerchen eines anspruchsvollen Kulturmenschen des zwanzigsten Jahrhunderts an einen ganz andern Ort hinspediert hatte, glücklicherweise an einen solchen, der an unserer Route lag; sonst hätte der Rucksack über geistliche und weltliche Gewalt triumphiert, und Schultheiß und Pfarrer hätten ihm folgen müssen.

Die Tragik des „Unbewußten", in deren Bann ich bis dahin immer noch mehr oder weniger gestanden, schwand, je weiter wir hinaufkamen in die reine Höhenluft des herrlichen Tales, in dem sich alle Stufen der Vegetation bis zu ihrem Ersterben in der Schneeregion verfolgen lassen. Gleich bei Misox beginnt die Tanne und beherrscht das Landschaftsbild bis etwas über San Bernardino hinauf. Dort wird sie abgelöst durch die Bergföhre oder Legföhre, die ich in so kräftiger Entwicklung und so großer Zahl nirgends gesehen habe wie am St. Bernardinpaß. Ich glaube, es sei dann auch dem Doktor je länger desto mehr zum Bewußtsein gekommen, daß der Weg weit sei, und gern saßen wir in San Giacomo zu Hühnern und jungen Schweinchen, um uns ein wenig zu erholen und abzupassen, ob der Regen, der nun drohte, nicht wieder abziehen wolle. Hier merkte man immer noch die Nähe der Bahn (Endstation Misox) am bescheidenen Preise des Bieres, mit welchem ich die letzten Reste des fürchterlichen Absynth hinwegzuschwemmen versuchte. Es ist mir auch ganz gut gelungen; denn im Betragen der uns servierenden jungen Tochter sah ich gar nichts Auffälliges mehr, außer daß sie mir die harten Eier nur halbdick kochte, was dann auf dem Wege wieder Anlaß zu etwelcher „Tragik" gab, aber ganz — unbewußt...

Der Regen blieb uns treu bis nach San Bernardino, wo wir abends acht Uhr im vollen Bewußtsein unserer Müdigkeit und pudelnaß von Schweiß und Regen und windelweich im Gemüte ankamen. Aber so ganz ohne Ueberraschung war es nicht für uns, hier einen wahrhaft idealen Kurort zu finden mit gegen zwanzig Hotels, einer hübsch gefaßten, berühmten Heilquelle und einer so heimeligen, herzerquickenden Lage in einem weiten, von mächtigen Bächen durchrauschten und von Tannwäldern umsäumten Talkessel, daß sich uns sofort der Wunsch aufdrängte, hier einige Zeit bleiben zu dürfen. Zudem war die Bedienung im Hotel eine sehr zuvorkommende, die Zimmerfrau forderte uns die nasse Wäsche ab, um sie zu trocknen, Essen und Trinken vorzüglich — apropos! Der Herr Doktor machte seinen Streich vom Vormittag jetzt ganz gut mit einer ausgezeichneten Flasche Asti spumante. Nachdem wir von da an nur noch auf dem Fuße der Entente gelebt, kam es jetzt wieder zum Status quo, was um so notwendiger war, als das große Hotel so ganz besetzt war, daß wir nur noch ein Zimmer mit zwei Betten bekommen konnten. Im Parterre

war gemütliche Unterhaltung der Kurgäste (fast alles Italiener), wobei ich zwischen unbekannten italienischen Weisen auf dem Klavier plötzlich hörte: „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus ...“ Und so was lernen die Italiener von uns! Du lieber Himmel! Besser gefiel mir das Lied des Bergbaches, der uns mit seinem Rauschen in Schlummer sang. Dieses Rauschen der Bergwasser ist mir so lieb, ich sehne mich oft mehr darnach, als nach allem andern, was die Berge bieten! Es kommt mir vor, dieses Rauschen habe so etwas Beruhigendes, die Nerven Heilendes, die Seele Tröstendes ... Und haben wir nicht alle so etwas nötig? De profundis clamavi, aus den Tiefen schrei' ich darnach ...

Nachdem ich in San Bernardino schon eingeschlafen bin, darf ich jetzt nichts mehr davon sagen, wie die Honoratioren der Ortschaft am Abend miteinander jaßten ganz wie bei uns, wie ich Postkarten schrieb und dabei einen guten Bekannten — nebenbei gesagt eine Berühmtheit in Journalistenkreisen — andichtete mit Versen, für die ich mich Zeit meines Lebens schämen werde. Ja, ja, ist der Asti gut, so sind deshalb nicht immer auch die Verse gut! Ich wills nicht mehr tun!

„Regen, Regen, sei's gewesen!“ hätte ich gerne gerufen am Morgen, wenn ich den Erfolg hätte voraussetzen dürfen, von dem uns Goethe berichtet. Vergebliches Hoffen! In Strömen goß es herab, und ich benützte die frühe Morgenstunde, in der mein Gespan sich noch ein wenig ausruhen wollte, zu einem Besuch offizieller Art in der hübschen neuen Kirche, einem originellen Kuppelbau, wo ich vom Pfarrer mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Eine große Zahl italienischer Geistlicher fand sich ein, um die Messe zu lesen. Alle waren zum Kuraufenthalt hier. Und unsereins meint noch, was man habe, wenn man eine halbe Woche lang sich halb zu Tod rennen darf über alle Berge und durch alle Täler! Ja, so ein längerer „Hock“ täte mir auch gut; aber ich sag's aufrichtig: ich habe das Zeug nicht dazu, einmal nicht das Silberzeug und dann auch nicht die glückliche Gabe, mich in dieses Herumhocken zu ergeben, mir's so recht wohlsein zu lassen! Man muß auch dafür Talent haben ...

Den angenehmen Eisensäuerling, der nicht weit von der Kirche sprudelt, hab' ich dann auch noch genossen, um ja nichts zu versäumen, was der Ort zu bieten imstande war, und ein Spaziergang bei strömendem Regen in die Umgebung befestigte in mir nur die gute Meinung von San Bernardino als Sommerkurort. Der Vogelberg (Pizzo uccello) mit einer ganzen „Sequenz“ ähnlicher kühner Spitzen gibt der Landschaft ein eigenartiges Profil.

Da, was sah ich? Ueber fernen Schneebergen ein heller blauer Streif! Drum schnell zurück ins Hotel, und nun gings kaum eine halbe Stunde, so verließen wir es „feldmäßig“ ausgerüstet zum Marsch über den Paß.

Kaum sind wir aber unter Lobsprüchen auf das Hotel und seine billigen Preise einige hundert Schritte vorwärtsgegangen, da steh' ich bei der nächsten Straßenbiegung vor meiner schwefelgelben Italienerin von gestern, und wie Hexenspuk tauchts sofort in meiner Seele wieder auf von Tristans und Isolden, Brangänen und Meloten, und ich versinke wieder ins Reich des Unbewußten und gehe träumerisch und mechanisch neben meinem Reisegespan her den Berg hinan. Er löst inzwischen juristische Probleme und redet — ich glaube mich noch ganz dunkel daran erinnern zu können — davon, wie man in jeder Gegend aus der Art des Feldbaus auf das daselbst gel-

Schloß Marschlins. Ehemaliges „Stüßizimmer“, jetzt Eßzimmer, ausgestattet mit zur Zeit des Umbaues schon vorhandenem Mobiliar.

tende Recht schließen könne, ob die Gesetze den Hof als Ganzes beschützen oder dessen Teilung zulassen, wie man in Frankreich aus der Bauart der Häuser auf die verrückte Tür- und Fenstersteuer Schlüsse ziehen konnte, die jetzt glücklicherweise abgeschafft sei usw. Ich lasse alles geduldig über mich ergehen, sogar auch den Regen, der jetzt wieder mit neuer Kraft einsetzt. Schließlich war der aber doch noch das beste Mittel, mich aus meiner Bewußtlosigkeit aufzurütteln. Er sorgt dafür, daß die Gedanken sich vom Zentrum immer mehr an die Peripherie herauslassen, bis sie schließlich bei der nassen Haut und bei der noch nässern Außenhülle angelangt sind. Da kann Richard Wagner in seinen Briefen an Mathilde Wesendonk lang seine Verachtung aussprechen über die Menschen, die sich von außen an der Welt satt fressen wollten, wie Napoleon I., statt daß sie, wie Wagner, eine viel größere Welt gefunden hätten, wenn sie immer weiter und tiefer in sich selbst hineingegangen wären — wäre er stundenlang mit mir im Regen über den St. Bernardin gegangen, er wäre schließlich ganz gewiß auch aus sich herausgetreten und bei der Außenhülle angelangt. Man könnte das als ein ausgezeichnetes Mittel allen überspannten und halbverrückten Menschen anempfehlen, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß ich zu diesen mich zählen lasse, mögen nun auch alle Genies und alle Helden und Größen der ganzen Welt mehr oder weniger dazu gehört haben. Ich mache auf gar keinen von all diesen Titeln auch nur von ferne Anspruch . . .

(Fortsetzung folgt).

Heinrich Leuthold und sein Werk.

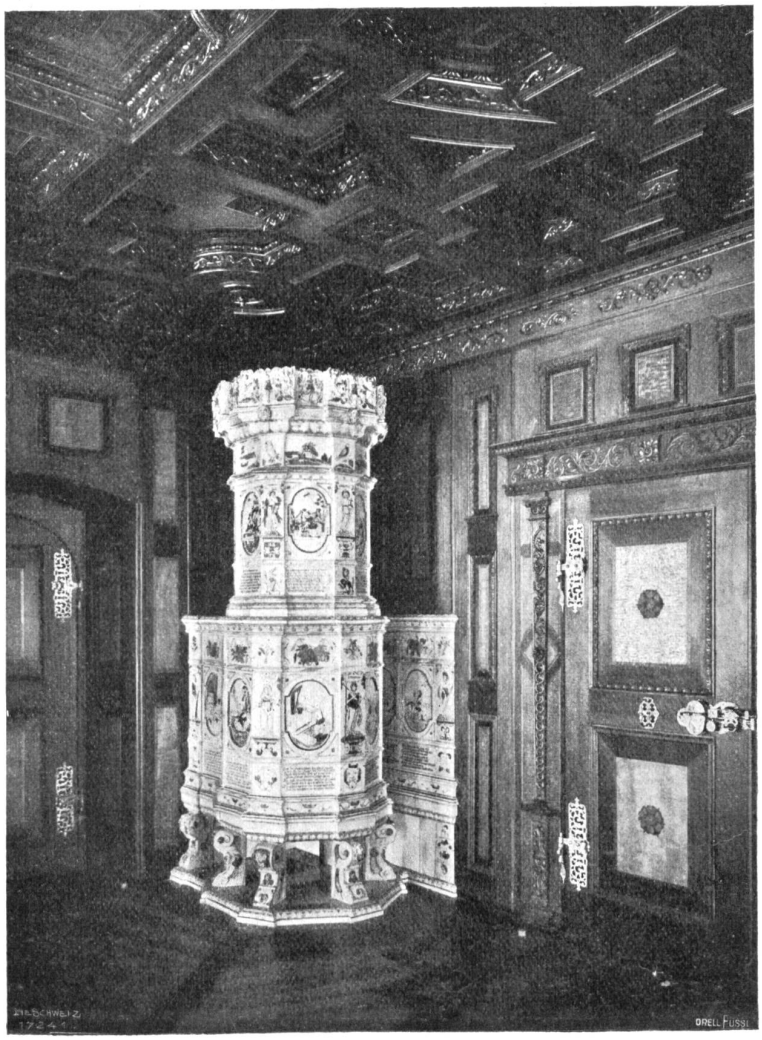
Nachdruck verboten.

Dreißig Jahre nach seinem Tode.

Wie eine Tanne hinausragt über den schwindelnden Abgrund, nur mit zwei Wurzeln noch im dürftigen Erdreich haftend — ihre saftgrünen Arme aber streckt sie weit aus in die freie Luft, der Sonne entgegen — so wuchs Leuthold heran, so führte er sein Leben zu Ende und starb zerschmettert im Abgrund, da die schwachen Wurzeln, die ihn noch mit der Welt verketteten, sich lösten. Aber ehe er starb, war er schon ein mächtiger Baum geworden, hatte die ganze heiße Sonne in seinen Armen aufgefangen und fühlte sie in seinen Adern kreisen. Aber im innersten Mark war er krank; die Erde gab ihm nichts mehr — hatte er sie doch seit je verachtet und nur sich selbst gelebt.

Leuthold gab sich, wie so manche aus der Armut hervorgegangene und im Elend schmachtende Poeten, einem großen Idealismus hin und baute ihm einen so hohen Altar, daß kein Unglück der Welt und nicht einmal der Tod des Erbauers ihn umzureißen imstande war. Eine gewaltige Energie, ein Beharrungsvermögen ohnegleichen war ihm von Nöten, diesen idealen Egoismus, der sein innerstes Wesen ausmachte, zu behaupten gegenüber der Realität, den harten Schlägen des Schicksals. Wenn er sein ganzes Leben lang vor den gewöhnlichsten Nahrungssorgen nicht sicher war und sich vorwerfen mußte, daß er selbst sich um eine Anstellung im Staatsdienst gebracht hatte, indem er, von Wanderlust gepackt, in leichtsinniger Studentenlaune über die Berge wanderte — und später bei der Nachricht vom Tode seines Bruders seine Redaktorstelle in Frankfurt mit allem, was drum und dran hing, im Stiche ließ und in die Schweiz fuhr — und wenn er selber seiner Gattin, Karoline Trafford, gegenüber eingestehen mußte, daß er von jeher nichts um sein und der Seinen Wohl getan hätte, obwohl er es hätte tun können — dann mochte ihn wohl die Reue packen, und schmerzzerrissen sang er jene einzigen Klagen über die verlorene Jugend und über ein verlorenes Leben. Aber ändern konnte ihn keine Macht der Welt, und so ist Heinrich Leuthold der Dichter der Reue geworden, aus einem Mangel heraus, würden Psychologen sagen, aus dem Mangel an Realitätssinn.

Wie Leuthold nun von Natur aus zu einem überaus lebhaften und starken Innenleben geführt wurde und es ihm in der Folge an irgendwelcher äußern Beschäftigung, die das Gleichgewicht seiner ganzen menschlichen Existenz herbeigeführt und erhalten hätte, fehlte — da richteten sich seine ganzen Fähigkeiten und Energien im Laufe der Zeit nach innen, und so gewannen seine seelischen Erlebnisse nach und nach jene unheimliche Stärke und Heftigkeit, die früher oder später zum Ruin seines Geistes führen mußte. Und in der Tat klagt denn auch der Dichter schon früh über



Schloß Marschlins. „Glanzerzimmer" mit Winterthurer Ofen.